

**VIKING
EINE GROSSE
REISE**

TED LINDSAY

LESEPROBE

VERLAGSHAUS EL GATO

EINLEITUNG

Ich stehe mit den Füßen im Wasser. Die Wellen, die meine Füße umspülen, sind wenige Meter vor mir noch reißend und Respekt einflößend. Es ist November, das Wasser eisig, aber ich merke es nicht, schaue nur in die Endlosigkeit des Atlantiks. Erst jetzt verspüre ich einen Händedruck, der so sanft ist, wie er nur von der Hand eines kleinen Kindes sein kann und trotzdem fordernd. Die Augen meiner Tochter, in die ich jetzt blicke, schauen zu mir herauf, etwas besorgt, aber ihr Lächeln verwischt schnell diesen Eindruck. Etwas verlegen erwidere ich ihren Blick und folge dem stärker werdenden Zug ihres Arms; es wird Zeit zu gehen. Nun spüre ich auch die Kälte des feinen Muschelsands, dieses unwirklich wirkenden Küstenabschnitts. Unwirklich – wirklich, ich habe immer noch Mühe mich zurechtzufinden. Erst die Stimme meiner Tochter verleiht mir einen Ruck: „Komm jetzt nach Hause.“ Nach Hause? Ein letzter Blick zum Horizont – nichts, nur die See und ein Gefühl...

Aber ich sollte mit meiner Geschichte besser am Anfang beginnen. Es ist eine unglaubliche Geschichte und mir kommt noch immer alles so real vor, als wäre es erst gestern geschehen. Es war das Abenteuer meines Lebens und es fing, wie so viele andere Geschichten, ganz banal an:

ANKUNFT

Der Kaffee war immer noch zu heiß, aber wenn ich meine Maschine kriegen wollte, wurde es jetzt Zeit.

„Erst dreißig und schon ausgebrannt“, hatte Andreas, mein Arbeitskollege, mit einem breiten Grinsen im Gesicht gesagt. Dieser Aufschneider, manchmal konnte ich ihn gar nicht leiden. Von ihm kam auch der Vorschlag hierher zu fliegen. Eigentlich wollte ich nur meine Ruhe haben. Ruhe, die ich mir bisher nie gegönnt hatte, schon gar nicht bei dieser Anreise. Ich wechselte jetzt zum zweiten Mal das Flugzeug, je weiter meine Reise in den Norden ging, umso kleiner wurde die Maschine. Nach einer Nacht in Glasgow ging es weiter. Sanft hob die Maschine in den rotblauen Himmel ab, die Sonne war gerade aufgegangen. Selbst in dem kleinen Flugzeug war es noch sehr frisch, um nicht zu sagen kalt und die so behaglich wirkenden Ledersitze fühlten sich eher unangenehm an.

Wie konnte ich mich nur von Andreas überreden lassen?

Jetzt war es nun mal zu spät, mir darüber Gedanken zu machen, ich war fast da. Schon sah ich die Küste, deren Grün sich markant vom Türkisblau des Wassers abhob, ein Blau, das noch nicht einmal vom wolkenlosen Himmel übertroffen wurde. Seltsam, wenn man so in Gedanken ist; hatte ich mich jemals für die See interessiert?

Das Flugzeug landete am Strand, keine Betonpiste nur ein paar Windhosen schienen hier die Piste zu markieren. Ich war da, noch etwas benommen, es musste wohl die mir unbekanntere Umgebung sein. Für mich war es das Ende der Welt.

Aber es lag noch der ganze Tag vor mir, ach was redete ich, Wochen. Plötzlich fühlte ich eine innere Unruhe, ich musste vielleicht wirklich etwas ausspannen, wollte auf andere Gedanken kommen und sollte, wenn es nach Andreas ging, „die Inseln erkunden“. Sein breites Lächeln ging mir dabei nicht aus dem Sinn. Wollte er mich nur ärgern?

Castlebay, der Hauptort, lag genau am anderen Ende der Insel. Wie gut, dass ich meinen Wagen direkt am Flugplatz übernehmen konnte. Ich fuhr um das Eiland herum, um mich in einem Hotel für die Nacht einzubuchen. Das einzig Markante schien hier eine Burg zu sein, die sich auf einem kleinen Felsen in der Bucht von Castlebay erhob und wahrscheinlich die Touristen anlocken sollte.

Wer hierher kommt, sucht wahrlich keinen Trubel und so wird die kleine Festung für den einen oder anderen eine nette Abwechslung sein, dachte ich. Nur gut, dass abends in der Bar des Hotels etwas los sein sollte. Jedenfalls versprach mir dies die Rezeptionistin des Hotels. Hatte sie mir etwa angesehen, dass mich diese Reise anödete?

Der Abend war nett. Nett, ein Wort, das ich oft verwendete, wenn ich nicht unhöflich wirken mochte. Die Wahrheit war, ich langweilte mich zu Tode und so ging ich relativ früh schlafen. Mitten in der Nacht wurde ich vom Schlagen der Fensterläden geweckt, das Wetter hatte sich geändert. Ein Umstand, der mich nun nicht mehr einschlafen ließ. Ich wollte die Fensterläden verriegeln, jedoch drängte mich irgendetwas, tief in mir, vorher noch einen Blick auf die Bucht zu werfen. Links bemerkte ich eine kleine Anhöhe, gefolgt von der Bucht und der in ihr stehenden Festung. Rechts von der Bucht erkannte ich Lichter, die sogar zu dieser Zeit in den Häusern brannten. Für einen kurzen Moment brach helles Mondlicht durch die Wolkendecke und ließ ein Gesamt-

bild erscheinen, das sich in meinen Kopf einzubrennen drohte, als wollte ich dieses am kommenden Morgen malen.

„Quatsch, Robert“, hörte ich mich rufen und merkte erst jetzt, dass der Regen, der durch das geöffnete Fenster peitschte, mich völlig durchnässte. Kalt war mir auch. Ich wechselte den Schlafanzug und legte mich wieder ins Bett, doch dieses Bild in meinem Kopf wollte nicht verschwinden.

Am Morgen belud ich schnell den Wagen und ab ging es. Ich musste aufpassen, dass ich mit dem Wagen auf der schmalen Straße blieb, so mächtig drückte mich der Seitenwind in Richtung Straßengraben. Drei Dinge waren hier wirklich im Moment schlecht: die Sicht, die Scheibenwischer und meine Laune. Da kam mir bei diesem Wetter die Fährfahrt nach Uist gerade recht – ich mochte keine Seereisen.

Ich war da, die Fähre nicht und den Horizont abzusuchen machte auch keinen Sinn; die Sicht war gleich Null. Wahrscheinlich war ich das Glückskind des Tages. Viel lieber würde ich heute im Büro sitzen. Sogar Andreas dumme Sprüche würde ich jetzt ertragen. Ich konnte mir richtig vorstellen, wie er im warmen Büro saß, den Wetterbericht der Äußeren Hebriden im Internet studierte und sich köstlich über mich amüsierte.

Die Fähre kam, endlich! Sehen konnte ich sie nicht, zu diesig war noch das Wetter, zu aufgewühlt die See. Das Wasser schwebte förmlich in der Luft, ich schmeckte Salz auf meinen bereits spröden Lippen. Sehen konnte ich nur die Positionslichter des Schiffes, oder waren es die Fahrwassermarkierungen?

Fahrwassermarkierungen. Nur dunkel erinnerte ich mich noch daran, wie meine Mutter meinem Vater beim Studieren seiner Prüfungsfragen half. Er war begeisterter Segler und oft auf der See unterwegs.

Ich war erst fünf, als er mich mit meiner Mutter allein zurückließ. Man fand nur noch das Segelboot. Vielleicht mochte ich deswegen die See nicht? Tagträume.

Erst beim dritten Anlauf schaffte es die Fähre im Hafenbecken festzumachen, gewaltige Strömungen behinderten das Einlaufen des Schiffes. Besorgt beobachtete ich die Wellenberge, deren Schaumkronen vom starken Wind abgetragen wurden und sich im Dunst verflüchtigten. Nur wenige Wagen verließen das Schiff, wer nicht musste, blieb heute zuhause. Warum hatte ich es so eilig? Es war wie immer, ich fand keine Ruhe, selbst jetzt nicht. Ich folgte den Handzeichen der Schiffsbesatzung und kaum hatte ich die mir zugewiesene Position an Bord des Schiffes erreicht, wurde mein Wagen mit mächtigen Gurten an Deck fest verzurrt. War es draußen auf See noch unruhiger, als ich von hier aus sehen konnte?

Wie gut, dass die Überfahrt so kurz ist, dachte ich und musste, wie auch die anderen Gäste, die Ladezone verlassen. Der Warteraum des Schiffes war gut beheizt. Es war warm, nein, es war schon zu warm, so dass ich meine Regenjacke auszog und dem gut gemeinten Rat des Mitarbeiters der Reederei, mich zu setzen, folgte.

Die Fahrt war eine Katastrophe, die See war schlimmer als ich befürchtet hatte. Mir wurde schlecht, sauelend und wir waren jetzt schon über eine Stunde unterwegs. Die übliche Fahrzeit betrug fünfundvierzig Minuten. Hätte ich gewusst, was mich heute erwartete, dann hätte ich mich bestimmt nicht von Andreas überreden lassen, diese Reise zu machen.

Endlich geschafft! Eine halbe Stunde später als es im Fahrplan stand, hatte ich auf Eriskay wieder festen Boden unter den Füßen. Von hier aus noch über den Damm und ich habe South Uist erreicht, dachte ich. Schon lange war ich nicht mehr so froh, festen Boden unter den Füßen zu spüren. Aber der Gedanke, heute

noch nach Harris überzusetzen, ließ bei mir keine bessere Stimmung aufkommen.

Ich werde mich etwas beeilen müssen, wenn ich die Fähre bekommen möchte, mutmaßte ich. Die Fahrt über den kurzen Damm war nicht spektakulär und so erreichte ich South Uist nach wenigen Minuten. Leider hatte der Regen nicht nachgelassen, die Sicht war weiterhin schlecht und ich wurde den Eindruck nicht los, dass der Wind noch an Kraft zugenommen hatte. Ich zuckte förmlich zusammen, wenn wieder eine Windbö meinen Wagen erfasste. Einerseits war es gut, nicht allein auf der eintönigen Straße zu sein, andererseits kam ich aber immer langsamer voran. Über eineinhalb Stunden war ich schon auf der knapp vierzig Kilometer langen Strecke unterwegs. Ein zusätzliches Problem war, dass ich bei dieser schlechten Sicht den entgegenkommenden Wagen erst im letzten Moment sah. Es fiel mir auf dieser schmalen Straße immer schwerer, auszuweichen. Ich fühlte mich sehr angespannt. Plötzlich war rechts und links nur noch Wasser und es schien zu kochen. Es musste sich jetzt um den Damm handeln, der South Uist mit Benbecula verbindet. In Gedanken fuhr ich noch einmal die Strecke ab, die ich heute Morgen in meiner Straßenkarte markiert hatte. Es sah beängstigend aus, wie das Wasser gegen den aufgeschütteten Steinwall neben der Straße schlug und die Sicht war für mich gleich Null, wenn die Gischt einer Welle über die Straße fegte. Auch schien es mir, als würde das Wasser nicht mehr richtig von der Straße ablaufen. Der Sprühnebel, den mein Vordermann mit seinem Auto aufwarf, erschwerte mir die Sicht noch mehr. Ich fuhr weiter, da hinter mir schon mehrmals eine Lichthupe aufleuchtete. Was sollte das? Wollte der nach mir kommende Fahrer ebenfalls noch die Fähre erreichen? Aber warum blieb er dann plötzlich zurück? Erst drängeln und dann zögern, das machte doch keinen Sinn! War seine Lichthupe eine Warnung für mich, da er von seiner Position einen besseren Überblick hatte? Fragen, die mir in Sekundenbruchteilen durch

den Kopf schossen. Jetzt war ich unterwegs und versuchte mich an den Lampen des Vorausfahrenden zu orientieren. Täuschte ich mich, oder bremste er? Nein, verdammt, er stand schon! Zu spät, es krachte. Genau das fehlte mir jetzt noch.

Der Zusammenstoß war heftig genug, um den Airbag auszulösen. Aber ich hörte weder den Aufprall, noch das Auslösen meines Aufprallschutzes, da im selben Moment eine Welle über die Straße schlug. Es ging alles so schnell. Die nächste Welle brach sich schon an der erhöhten Straßenebefestigung des Dammes, war aber immer noch gewaltig genug, meinen Wagen an die Barriere der rechten Fahrbahnbegrenzung zu drücken. Der Druck der Welle war unbeschreiblich und ich verspürte plötzlich Angst. Angst, die mich für kurze Zeit lähmte.

Wie aus einem Traum entrissen, kam ich wieder zu Sinnen. Ein Mann stand neben meinem Wagen, brüllte und versuchte an der linken Fahrzeugseite die Tür zu öffnen. Da die Tür verriegelt war, beugte ich mich zum Beifahrersitz hinüber. Plötzlich wirkte er ganz ruhig, schaute mir direkt in die Augen. Ich hatte sie schon einmal gesehen, kannte sie, diese Augen, das Gesicht, konnte mich aber nicht erinnern woher. Lächelte er?

Die nächste Welle rollte an, er brüllte und lachte, ich verstand ihn nicht und dann war er weg. Von einer Sekunde zur anderen - weg. Ich musste zurück, runter von dieser Straße, aber erst jetzt merkte ich, dass der Motor meines Wagens abgestorben war. Er ließ sich auch nicht mehr starten - noch ein Versuch und noch einer. Die nächste Welle schlug den Wagen mit der Fahrerseite in die Felsbarriere. Ein Geräusch von sich verbiegender Metall mischte sich unter das fürchterliche Schlagen der Welle. Ich musste raus! Ich zog mich auf den Beifahrersitz und drückte voller Panik die Tür auf. Raus! Die nächste Welle kam, dann folgte der Schmerz, ich war mehr erschrocken, als es in diesem Moment

wehtat. Die Welle drückte meine Tür wieder zu, aber mein Fuß war schon draußen, eingeklemmt zwischen Tür und Rahmen. Dann kam das Wasser. Zum ersten Mal in meinem Leben schluckte ich Meerwasser, ich musste husten, mir war schlecht. Dann ließ der Druck der Welle etwas nach, jetzt nichts wie raus! Nur schnell weg. Aber es ging nicht. Wie ein Blitz zog es durch mein Bein. Hatte ich mir etwas gebrochen? Ich stürzte, die nächste Welle erfasste mich und wickelte mich halb um das Hinterrad meines Wagens. Ich versuchte zu atmen, aber alles, was kam, war Wasser. Es brannte in meinen Augen, ich brauchte dringend Luft und versuchte mich aufzurichten. Die nächste Welle kam. Halb aufgerichtet drückten mich jetzt die Wassermassen gegen die Steinbarriere der Straße – es wurde plötzlich dunkel um mich herum und ich fühlte mich so leicht...

Ich war wieder da, es konnten nur Bruchteile von Sekunden verstrichen sein, in denen ich bewusstlos war. Noch leicht benommen schmeckte ich Blut. Blut, das mir übers Gesicht und Hände lief. Wie schwer hatte ich mich verletzt? Ich richtete mich auf, indem ich mich an der erhöhten Fahrbahnbegrenzung hochzog und stand wieder. Mein Fehler, denn die nächste Welle riss mich erneut um. Wo ist oben, wo unten, wo bin ich, schoss es mir durch den Kopf.

Mein Gott, es hatte mich von der Straße gespült, hier war nur noch Wasser! Schemenhaft konnte ich das Grau des Deiches wahrnehmen. Ich sah auch noch Lichter, ein Glück; der Sog brachte mich wieder etwas näher heran. Die nächste Welle, längst nicht so stark, der Deich nahm ihr die Gewalt, aber sie drückte mich wieder weiter weg von der Straße. Angst kroch in mir herauf. Angst, den Damm nicht zu erreichen. Ein besonders guter Schwimmer war ich noch nie und meine durchnässte Bekleidung

kostete Kraft, ließ mich kaum schwimmen, zog mich eher nach unten. Mein Kopf, ich hatte fürchterliche Kopfschmerzen und es wurde kalt. Meine Jacke! Ich musste aus dieser verdammten Jacke raus, konnte so nicht weiter schwimmen. Die nächste Welle drückte mich erbarmungslos unter Wasser, ich hatte sie nicht einmal kommen hören. Ich schluckte schon wieder Wasser. Hilft mir hier denn keiner, dachte ich sinnloserweise. Ich konnte nicht schreien, war wie gelähmt. Da, Boden, ich spürte Steine, Felsen unter den Füßen, unter den Füßen? Wo waren meine Schuhe?

Mein Bein schmerzte. Raus aus der Jacke, ich musste mich bewegen können. Was war das? Dieses Geräusch, die nächste Welle, wo kam sie her? Von oben? Ich spürte den Aufschlag nur im ersten Moment, denn ich war wieder im Nichts. Kein Stein, kein Boden und auch kein Himmel. Wo war oben? Woher sollte ich Luft bekommen? Hier! Ich sah Lichter flackern, Scheinwerfer! Ich wollte schreien, versuchte es, noch einmal, nichts! Wieso schrie ich nicht? Ich schwamm - oder nicht ...? Ich sah die Scheinwerfer verschwinden, sie gingen einfach nach oben weg, oder ging ich nach unten?

Es war so schön warm hier, wenn ich mich nicht bewegte und ich war nicht allein; meine Tochter war hier.

„Aber wieso bist du so klein? Du warst doch schon grösser. Komm, nimm meine Hand, Kleines. Was sagst du? Ich soll schwimmen? Warum? Die Zeit ist hier so schön mit dir. Ich sterbe? Wieso, du bist doch da! Wie kannst du mit mir reden? Du bist doch noch so klein, ein Baby. Ein Baby und du redest?“

Ich konnte nicht atmen, brauchte Luft. Luft? Ja, Robert du Dussel, du brauchst Luft! Ich redete in Gedanken mit mir selbst. Was war das eben? Ich schwamm, musste nach oben, denn oben war das Leben!

Wieso war es jetzt so dunkel, sah ich Sterne am Himmel? War es plötzlich Nacht? Wo war ich? Ich öffnete meinen Mund – Luft, endlich Luft, ich war oben, aber mit meiner Kraft fast am Ende. Wo waren die Lichter, hatte ich nicht gerade welche gesehen und wieso war es schon Nacht? Wo waren die hohen Wellen, war ich so weit abgetrieben worden?

Auch der Wind hatte endlich nachgelassen. Ich versuchte mich zu konzentrieren, hörte ich da jemanden?

„Komm, Robert, schwimm mit regelmäßigen Zügen!“

Ach, ich redete wieder mit mir selbst, durfte nicht untergehen. Und doch hörte ich da etwas, als würde jemand etwas ins Wasser werfen und es hinter sich herziehen oder war es nur eine leichte Wellenbewegung? Aber es war, so schien mir, regelmäßig. War ich doch dichter an Land als ich dachte? Aber ich konnte nichts erkennen. Da war wieder das Geräusch, dieser Wellenschlag, als würde jemand rudern, nur lauter, kräftiger und - näher. Ich rief, nein, ich schrie!

Plötzlich Stille, nichts. Kein Rudern, nichts. Nur eine leichte Brise. Mir war kalt, sehr kalt. Hatte ich mich so getäuscht? Ich schwamm um meine eigene Achse, blickte instinktiv nach oben und sah im schwachen Lichtschein ein riesiges Ruderblatt auf mich herunterrauschen. Gerade rechtzeitig konnte ich mich noch wegducken, Gott sei Dank, sie hatten mich nur nicht gesehen. Also ergriff ich das Ruderblatt und machte, so laut es ging, auf mich aufmerksam. Gerettet? Arrhythmisch bewegte sich das Ruderblatt jetzt hin und her, so als wollte mich jemand loswerden, abschütteln. Hatte man mich endlich bemerkt? Das Ruderblatt bewegte sich nicht mehr und jemand leuchtete mit einer schwachen Lampe. Wenn ich es nicht besser wissen würde, könnte ich annehmen, es sei eine Fackel. Aber das lag wohl am Salz in meinen Augen, ich sah nur verschwommen. Der Scheinwerfer kam, sie warfen mit ihm auf mich! Mit letzter Kraft duckte ich mich weg und hörte

das Zischen einer sich löschenden Fackel. Ich glaubte es nicht, eine Fackel. Ich versuchte mich weiter hinaufzuziehen. Jedoch, es fehlte die Kraft, ich konnte einfach nicht mehr. Weinte ich? Hörte ich mich selbst jammern? Ich glitt ab, konnte mich nicht mehr festhalten. Im letzten Moment hielt mich etwas fest. Jemand hatte mich gepackt, mit einem Ruck nach oben gezogen und jetzt schaute ich in das dunkelste Gesicht, das ich je gesehen hatte. Nur einen kleinen Moment noch erblickte ich die Faust, die mein Gesicht traf.

Ich war völlig benommen, konnte nur knien und hörte mich stöhnen, schmeckte das Blut auf meinen geschwollenen Lippen und fror. Es war eisig und ich spürte trotz der Kälte etwas noch Kälteres, Hartes an meiner Kehle. Aber ich sah nur verschwommen. Meine Augen brannten. In mir tobte ein Schmerz, jedoch glaubte ich, ihn aus der Ferne zu spüren, so als würde ich selbst nicht mehr in meinem Körper stecken. Würgend erbrach ich. Hatte ich so viel Wasser geschluckt? Ich schloss meine Augen, versuchte mich zu konzentrieren, was war passiert?

Ich zitterte, hörte mich vor Kälte bibbern und da war es wieder; dieses unheimlich Harte, Kalte an meinem Hals. Was war es und warum redete niemand mit mir? Ich spürte doch die Gegenwart von jemandem, versuchte jetzt normal zu atmen, der kalte Druck an meinem Hals wurde stärker, fast schneidend. Langsam öffnete ich meine Augen, sie brannten nicht mehr so stark und gewöhnten sich langsam an die Dunkelheit. Noch schemenhaft, schärfer werdend, wie mit einer Kamera fokussierend, erkannte ich es langsam. Ja ich kannte es, hatte dieses dunkle Gesicht schon einmal gesehen. War es nun ausdruckslos, fragend oder neugierig? Ich war mir nicht sicher, aber es schaute mich an. Jetzt erst bemerkte ich den Schmerz an meinem Hals. Langsam, instinktiv ganz langsam, versuchte ich meinen Hals zu berühren und fühlte etwas Metallenes. Ich glaubte es nicht, es konnte nicht sein, was

ich sah. Ich musste träumen! Schloss wie in Zeitlupe meine Augen, versuchte mich zu konzentrieren, gab keinen Laut von mir und wagte fast nicht zu atmen. Was, verdammt noch mal, war hier passiert? Vorsichtig öffnete ich meine Augen erneut, es war noch da, das Gesicht und - das Schwert!

Die Klinge an meinem Hals ließ mir keinen Bewegungsspielraum, ich versuchte aufzublicken. Dem Gesicht, in das ich nun blickte, glaubte ich zu entnehmen, dass es diesem Spiel gerne ein Ende bereiten würde. Nur ein plötzlicher, kurzer, scharfer Zuruf von einer ungewöhnlich hellen Stimme, die ich hinter meinem Rücken hörte, allerdings nicht verstand, verhinderte Schlimmeres. Augenblicklich verspürte ich etwas mehr Bewegungsfreiheit. Jetzt bewegte sich jemand hinter mir und ich blickte nicht nur in das unheimliche Gesicht, sondern hatte noch zwei teilweise mit Fell besetzte Stiefel vor mir. Mehr erkannte ich, da ich immer noch knien musste, nicht. Auf einen Ruf - kam er vom Stiefelträger? - entfernte sich langsam die unheimliche Klinge von meinem Hals. Fast zögerlich bewegte sich einer der Stiefel auf mein Gesicht zu. Die Stiefelspitze hob langsam meinen Kopf und ich erblickte eine mächtige Statur von Mensch, dessen Eindruck noch durch meinen knienden Blickwinkel verstärkt wurde. Dunkle, bedrohlich wirkende Augen waren das einzige, was ich in diesem völlig behaarten Gesicht erkannte. Ich versuchte seinem Blick auszuweichen, schaute auf seine Kleidung. Alles was ich sah, schien eine große Decke zu sein, die er um sich gewickelt hatte. Ich bemerkte, dass auch er ein Schwert in seiner Hand führte. Dann schaute ich in die Gesichter von mindestens einem Dutzend Männer, alle gekleidet in dunkle Decken, Umhängen gleich. Auch sie schauten mich an, regungslos. Auf einen Ruf vom Stiefelträger hin, fingen zwei von den Männern, die mit dem Rücken zu mir saßen, an zu rudern. Rudern? Ach ja, ich war auf einem Boot. Oder Schiff? Das Heck, in dessen Richtung ich zu schauen glaubte, verlor sich im fahlen Schein der Dunkelheit. Was für ein Schiff, mit Rudern?

Langsam kam die Erinnerung zurück: Meine Reise, die Fährfahrt, mein Auto. Ich hatte das Gefühl, mein Schädel würde zerspringen. Auch das furchtbare Wetter, wie konnte ich es vergessen. Aber jetzt hatte es sich beruhigt. So schnell?

Jetzt erst bemerkte ich den Jungen. Er stand neben dem Hünen und trug die gleichen Stiefel, nur viel kleiner. Ich konnte ihn kaum einschätzen, aber älter als vierzehn Jahre war er sicher nicht. In der linken Hand trug er eine Fackel, mit der rechten zeigte er auf mich. Er redete mit mir. Ich verstand seine Sprache nicht, er sprach nicht englisch. Es hörte sich auch nicht gälisch an, wie in den Gesprächen, denen ich am ersten Abend in der Bar meines Hotels gelauscht hatte, ohne auch dort nur ein einziges Wort zu verstehen. Aber ich erkannte ihren Klang. Es war die gleiche Stimme, die noch gerade eben einen ausgewachsenen Mann veranlasste, seine Klinge von meinem Hals zu nehmen; die Stimme eines Kindes.

Der Junge kam einen Schritt näher, redete weiter mit mir, mit der gleichen Wortfolge, die ich schon davor bereits nicht verstand, nur fordernder.

„Ich verstehe dich nicht“, lauteten meine ersten gesprochenen Worte. Die beiden Ruderer bewegten sich nicht mehr, plötzlich war es still, sehr still. Selbst die hünenhafte Gestalt wich einen kleinen Schritt zurück, hob allerdings dabei bedrohlich ihre Klinge. Nur der Junge stand immer noch dort. Lächelte er? Wieder erklang seine Stimme, die gleichen Worte, nur zeigte er nicht mehr direkt auf mich, sondern auf meine Schulter. Ich schaute ihn fragend an, was wollte er? Er kam näher, stand direkt neben mir. Jetzt hörte ich den Hünen sprechen und auch er kam bedrohlich näher. Ich fühlte Angst in mir aufsteigen. Jedoch hob der Junge plötzlich seine Hand, als würde das den Hünen von mir

abhalten. Aber genau das passierte. Der Große blieb stehen. Sah der Junge die Angst in meinen Augen? Er kniete vor mir, seine Hand berührte jetzt meine Schulter und wieder sprach er den gleichen Satz. Ich schaute ihn an, sein Gesicht war genau vor meinem und ohne Furcht. Er tippte ungeduldig auf meine Schulter, immer wieder die gleiche Stelle. Was wollte er? Ich schaute hin.

Mein Tattoo, er tippte auf mein Tattoo. Schon lange hatte ich es vergessen; eine Jugendsünde. Jahre nachdem mein Vater auf einem Segeltörn verschwunden war, machte ich einen kleinen Bootsausflug, nur drei Tage, auf einem Segler im Ijsselmeer. Wollte so fühlen wie er, ihm näher sein. Kurzum, in Amsterdam sah ich dieses Motiv, mir gefiel es damals und so ließ ich es mir dort von einem Tätowierer stechen: Ein Schwan, der einer Krone entsteigt.

Fordernder holte mich der Junge aus meinen Gedanken zurück, eindringlicher klangen seine Worte. Ich schaute ihm in die Augen; blau. Ein unglaubliches Blau erblickte ich im Schein seiner Fackel. Ungewöhnlich im Vergleich mit den Augen der anderen Männer, in deren Gesicht ich bisher blicken musste.

„Ja, ein Tattoo, was ist damit?“ Jetzt tippte ich selbst darauf. Der Junge wich zurück, hatte ich ihn verschreckt? Aber nein, ich glaubte nicht. Wollte er mir etwas zeigen? Er wechselte die Fackel in die rechte Hand und ging noch einen Schritt Richtung Schiffsbug. Jetzt war er aus meinem Blickwinkel verschwunden. Ich kauerte immer noch auf dem Boden und merkte erst jetzt, wie mein Bein, die Knie und der Rücken schmerzten. Ganz abgesehen von meinem geschwollenen Gesicht, was sich eigenartigerweise sehr taub anfühlte. War es die Kälte? Langsam versuchte ich mich ein wenig aufzurichten. Die anderen Männer verharrten.

Jetzt erst merkte ich, dass ich völlig unbekleidet war. Ich war zu verwirrt, um mich zu schämen, aber auch der Schiffsbesatzung

schien es nichts auszumachen. Ich schaute mich an und bemerkte, dass ich aus mehreren kleinen Wunden blutete, auch am Hals. Hatte das Schwert mich geschnitten?

Erneut versuchte ich mich aufzurichten, um mich dem Jungen zuzuwenden. Es ging nicht, ich war einfach zu schwach. Der Junge sprach, nicht zu mir, sondern in Richtung Bug. Jemand kam von dort auf mich zu, sehen konnte ich ihn erst, als er sich zu mir hinab beugte und mir beim Aufstehen behilflich war. Er sah ganz anders aus, als die Männer, in deren Gesichter ich bisher blickte. Er schien mir sehr gepflegt mit kurzem, pechschwarzem Haar. Er sprach mit mir, aber auch ihn verstand ich nicht, obwohl mir der Klang der Sprache vertrauter schien. Ich stützte mich auf ihn und machte sogar ein, zwei Schritte direkt auf den Jungen zu, den ich gut um zwei Köpfe überragte. Er sprach wieder den gleichen Satz und zeigte zugleich auf mein Tattoo. Dann nahm er meine Hand und ich schaute in seine Augen, deren Blau mich immer noch verwirrte. Er redete langsam, fast fragend, und er erwiderte meinen Blick - keine Furcht. Ich wurde das Gefühl nicht los, als würde ich in seinem Gesicht einen unauslöschlichen Fragedurst erkennen. Dann hob er seine Fackel nach vorne, Richtung Schiffsbug. Mein Blick folgt seiner Bewegung und was ich im Lichtschein erkannte, konnte nicht wahr sein, war unglaublich!

Ich sank zurück auf meine Knie, konnte mich kaum halten. Mein Kopf wurde mir schwer, ich musste ihn auf meinem rechten Unterarm ablegen. Ich merkte, wie mir die Tränen aus den Augen liefen. Ich weinte wie ein kleines Kind, fühlte mich zurückversetzt in eine längst vergangene und vergessene Kindheit.

Ich spürte die Nähe meiner Eltern, längst verstorben, sah das tolle Kleid meiner Mutter, das mein Vater ihr in Oslo gekauft hatte. Sie wollte es unbedingt gleich bei unserem Museumsbesuch tragen. Ich war ein kleiner Junge und mein Vater war sehr stolz auf meine so hübsch gekleidete Mutter. Beide nahmen mich an die Hand,

für mich war es eine tolle Schaukel, wenn ich so zwischen ihnen hing. Für meine Eltern hingegen war es eher eine Vorsichtsmaßnahme, damit ich nichts im Museum berühren konnte.

Von diesem Besuch hatte mein Vater schon Wochen vor unserer Reise gesprochen und davon, dass er mir dort etwas ganz besonderes zeigen wollte. Als kleiner Junge war ich sehr aufgeregt, die Spannung wurde immer größer und vor dem Einschlafen musste mir mein Vater immer etwas von seiner Überraschung erzählen. Bis zur Reise sollten noch viele Tage vergehen und schon ein einziger Tag war für einen kleinen Jungen wie mich sehr lang. Es war eine kindliche Spannung, die sich mit den Jahren des Erwachsenwerdens verlor, ja längst vergessen schien.

Ich war so aufgeregt gewesen und mein Vater hielt mir noch die Augen zu, bevor er mir seine Überraschung zeigte. Da stand ich nun als kleiner Junge, hatte vorher schon viele Schiffe gesehen und war sogar ein paar Mal auf dem Schiff meines Vaters mitgesegelt; aber so etwas hatte ich vorher noch nie gesehen. Es war ganz aus Holz, sehr lang, und um das Ende des Bugs zu sehen, musste ich meinen Kopf ganz in den Nacken legen, so dass ich fast umfiel.

„Das, Robert, ist ein sehr altes Wikingerschiff. Die Verlängerung vorn am Schiff heißt Bugstevan und ist bei diesem Schiff über drei Meter hoch“, sagte mein Vater und ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Wie oft hatte ich als Kind Bug und Heck verwechselt, aber nachdem mir mein Vater dieses Schiff gezeigt hatte, verwechselte ich es niemals mehr. Ein halbes Jahr später war meinen Vater verschwunden. Verschollen, hieß es. Verschollen! Keiner konnte mir damals richtig erklären was das Wort bedeutete.

„Verschollen, ist das schon im Himmel?“, fragte ich meine Mutter oft, aber sie hatte immer nur geweint.

Die Tränen liefen mir immer noch über das Gesicht. Ich spürte die Hand des Jungen auf meiner Schulter, wie er mit einem Finger auf meine Tätowierung drückte. Er sprach mit mir und

seine Fackel leuchtete warm in mein Gesicht. Dann hob er erneut die Fackel und ich folgte zögernd seinem Schein. Der Steven des Schiffes ragte weit in den Himmel und das Ende bildete ein großer Schwanenkopf.

ORIENTIERUNG

Ein ungutes Gefühl stieg in mir auf. Hatte ich geträumt? Das musste ein Albtraum gewesen sein! Ich war so müde. Wie lang hatte ich geschlafen? Wann war ich eingeschlafen? War wirklich alles nur ein schlechter Traum gewesen? Mein Kopf schmerzte. Langsam, ganz langsam öffnete ich jetzt meine Augen – nein, lieber nicht. Die Geräusche um mich herum ermutigten mich nicht, meine Augen zu öffnen. Ich vernahm Stimmen, aber ich verstand nicht ein einziges Wort von dem, was sie sagten. Nein, ich hatte nicht geträumt. War es wirklich wahr, was ich bisher erlebt hatte? Es stank und das war kein Traum. Aber ich lag weich und jemand musste mich zugedeckt haben. Wo war ich? War mein Traum, mein Albtraum die Wirklichkeit? Lebte ich in einem Traum, aus dem es kein Erwachen gab?

Die Geräusche um mich herum, mal abgesehen von den Stimmen, waren vertraut. Ja, so hörte es sich an, wenn man segelte. Ich hatte die Geräusche und das Gefühl nie vergessen. Das Schlagen des Segels, wenn mein Vater mir, als kleinem Jungen, für ein paar Sekunden das Ruder überließ und ich vom Kurs abwich. Er hatte dann den Kurs sehr schnell korrigiert und versuchte mir dabei die verschiedenen Segelstellungen zu erklären. Es war alles schon lange her und doch waren die Erinnerungen plötzlich wieder so nah. Ich hatte Angst meine Augen zu öffnen.

Es stank immer noch und jemand kam auf mich zu. Ich bewegte mich nicht. Etwas schleckte an meinem Ohr. Jetzt reichte es! Ich sprang auf und stand inmitten eines Strohhaufens.

Ein Schaf - war das wirklich ein Schaf? - wick verschreckt zurück. So ein seltsames Tier hatte ich vorher noch nie gesehen, es hatte vier Hörner. Zwei gedrehte Hörner, wie ich sie schon zu Dutzenden an Schafen gesehen hatte und zwei steil aufsteigende Hörner von bestimmt dreißig Zentimetern Länge. Jetzt hörte ich Gelächter. Da mich aber das Sonnenlicht blendete, konnte ich, außer dem Schaf, das direkt vor mir stand, nicht viel erkennen. Verdammt, ich stand nackt da, die Decke lag vor mir im Stroh. Schnell hob ich sie auf und legte sie um, das Gelächter verstummte. Ohne richtig zu sehen, meine Augen brauchten ungewöhnlich lange, um sich an die Helligkeit zu gewöhnen, merkte ich doch, dass ich gemustert wurde. Langsam nahm ich mehr als nur die Konturen wahr. Ich stand mitten im Schiff, unten, aber über mir fehlte das Deck. Langsam drehte ich mich um meine Achse. Ich stand in der Nähe des Schiffmastes. Ein riesiges, beigefarbenes Segel, das nicht wie sonst üblich längs zur Schiffsachse verlief, sondern quer, weit über die Schiffsseiten hinausragte, trieb das Schiff voran. Leider sah ich von meiner tiefen Position nicht so viel. Es schien mir aber, als habe das Schiff ein Vor- und ein Achterdeck und in der Mitte war es einfach offen. Es war deutlich breiter, als das Schiff aus dem Museum in Oslo, auch schien es nicht so lang zu sein. Ich musste meinen Standort wechseln, um mir einen Überblick zu verschaffen, denn von hier konnte ich noch nicht einmal über die Bordwände schauen.

Was machte ich hier überhaupt? Ich konnte es einfach nicht begreifen, es konnte doch alles nicht wahr sein. Gestern hatte ich noch in einem Auto gesessen, vorgestern in einem Flugzeug und jetzt dieses Schiff. Das gab es doch nicht, ich musste träumen. Mein Hals schmerzte. Erst jetzt, wo ich ihn abtasten konnte, merkte ich, dass er verbunden war. Aber wieso war ich hier, auf einem Schiff aus der Vergangenheit und nicht in einem Krankenhaus? Das war doch völlig unrealistisch, war ich wahnsinnig? Ich wollte verdammt noch mal nach Hause.

Aber wo war mein Zuhause? Meine kleine Wohnung, die ich mir nach der Trennung von meiner Frau genommen hatte? Nein, zu Hause hab ich mich dort nie gefühlt und so hatte ich mich voll in meine Arbeit gestürzt, rastlos und oft ohne Ziel. Lichtblicke waren nur die seltenen Tage mit meiner Tochter. Und jetzt das hier! Was sollte das? Wo war ich und wo meine Tochter? Ich wollte es wissen! Würde mich jemand aufhalten, wenn ich über Bord schauen wollte? Langsam bewegte ich mich vom Mast weg. Die Spannten, die im Bootsbau den Rumpf stabilisieren sollen, boten mir mit ihren treppenartigen Einkerbungen die beste Möglichkeit, über die Bordwand zu schauen, ich musste sie nur erst einmal erreichen.

Schon hörte ich einen dumpfen Aufschlag und drehte mich um. Da stand er wieder, der Erste, den ich nach meiner Rettung erblickte und der mich niedergeschlagen hatte. Nur war sein Gesicht nicht so dunkel, wie ich es in Erinnerung hatte, aber sein roter Bart verdeckte die Hälfte seines Gesichts und die wilde, lockige, lange Mähne tat das Übrige dazu, das Gesicht finster aussehen zu lassen. Während er näher kam, fixierte er mich wie seine Beute. Dann der Ruf. Ich zuckte vor Schreck zusammen. Es musste der Junge gewesen sein und selbst der Rothaarige stand wie angewurzelt. Enttäuscht? Ja, er hatte plötzlich so einen enttäuschten Gesichtsausdruck, als hätte man ihm gerade seine Beute weggenommen – mich.

Der Junge stand auf dem Vordeck, bückte sich, damit ich ihn unterhalb des Segels erblicken konnte und zeigte mit einer Handbewegung in Richtung Bordwand. Durfte ich jetzt nach oben? Schon rief er wieder, ungeduldiger. Sollte ich mich beeilen? Ich nutzte die drei Kerben in den Spanten als Stufen und konnte über Bord schauen, endlich.

Land an Steuerbord! Sehr flach zeichnete es sich gegenüber dem blauen Himmel ab, kaum eine Erhebung.

Die See war ruhig, keine Schaumkronen, nur ein leichter Wellengang. Das Boot war etwa, so schätzte ich, einen Kilometer vom Land entfernt, weit weniger als eine Seemeile. Die Sonne stand nicht sehr hoch über dem Horizont. Am Heck des Schiffes verharrte stumm die Mannschaft. Alle schauten mich an, alle bis auf einen, er musterte mich nur kurz; der Steuermann. Dann schaute er wieder nach vorne und erinnerte mich dabei an meinen Vater. Auch er hatte fast immer konzentriert nach vorne geschaut, hatte immer alles unter Kontrolle.

Weit blickte ich in die Zeit zurück. Die See war bedrohlich gewesen, das Wasser schien zu fliegen, ich spürte Angst, entsetzliche Angst. Um mich herum nur die Dunkelheit eines Unwetters. Ängstlich verkroch ich mich in die Arme meiner Mutter, aber ihre Augen verhießen nichts Gutes, konnten mich nicht beruhigen. Vater stand am Ruder, konzentriert sein Blick, der kurz meine Augen streifte, mich anlächelte als wären wir nicht in Gefahr. Die Segel waren, bis auf einen kleinen Rest, längst geborgen und dann kam sie, die nächste große Welle, einer Wand gleich, auf uns zu und schien das Schiff und uns zu verschlingen. Leicht, nur ganz leicht veränderte Vater den Kurs und schnitt die Welle an. Wie durch ein Wunder glitten wir auf ihr hinauf, über ihren Kamm und wieder hinab in die Tiefe, ins nächste Wellental.

„HURRAAAAAA!!!!“ Vater schrie es fast lachend hinaus. Mir schien damals, als würde ihm dieses Manöver Spaß machen, das Ruder in nur einer Hand, die andere zur Faust geballt. „Kommt ihr Höllenhunde!“, rief er und bei jedem Schrei spürte ich das Zucken der Arme meiner Mutter, wenn sie sich durch sein Geschrei erschrak. Aber auf sonderbare Weise beruhigte mich sein Gebrüll und ich verlor meine Angst vor der stürmischen See.

„Hab niemals Angst vor der See, nur viel Respekt“, sagte er oft. Vater hatte alles unter Kontrolle.

Und ich? Hatte ich jetzt etwas unter Kontrolle? Nein, ich hatte noch nicht einmal mich selbst unter Kontrolle. Was war nur mit mir los? Selbst die Mannschaft auf dem hinteren Oberdeck wendete sich wieder von mir ab, sie hatten wohl besseres zu tun. Einer schien ein Tuch oder Segel zu flicken, zwei andere, die sich gegenüber saßen, spielten ein Brettspiel und diskutieren dabei. Da schnaufte es hinter mir. Ich drehte mich um, beinahe hätte ich nicht mehr an ihn gedacht. Der Rote, wie ich ihn ab jetzt nannte, fuchtelte wieder mit seinem Schwert vor mir herum und trieb mich nach vorne zum Jungen.

Da standen wir nun auf dem Vordeck. Der Junge mit blonder Haarmähne, gekleidet in eine lederne Kluft mit Fellweste und ebensolchen Stiefeln. Neben dem Jungen, in einem braunweißen Tuch, die sehr gepflegte Gestalt, die sich im Aussehen völlig von den anderen unterschied und mit einem sehr stolzen Gesichtsausdruck zu mir herüberblickte. Er half mir doch letzte Nacht mich aufzurichten, als ich selbst zu schwach war. Daneben stand noch eine weitere hünenhafte Gestalt. Ja, es musste der Vater des Jungen sein, denn beide waren gleich gekleidet, mit dem Unterschied, dass der Große mit einem Schwert bewaffnet war. Außer ihnen befanden sich zwei weitere, mit Schwertern bewaffnete und in Felle gehüllte Personen auf dem Vordeck. Auch bemerkte ich, dass auf beiden Seiten des Vorschiffes Schilde hingen. Schilde, die ich bisher nur in Museen gesehen hatte, rund und zum Schützen des Körpers gedacht. Nur eines, das Erste, das vorne über der Steuerbordwand hing, fiel mir jetzt noch mehr auf. Es war nicht rund, sondern länglich und am unteren Ende spitz zulaufend. Der Junge beobachtete mich die ganze Zeit, und als ob er meine Frage kennen würde, schaute er an mir vorbei, hob seinen Kopf, nickte und schien zu grinsen. Ja er grinste. Und da stand er wieder, wie ein Schatten neben mir, der Rote und ich verstand; es musste sein Schild sein.

Jetzt erst schaute ich in Fahrtrichtung und erblickte wieder den Bugstegen. Der Schwanenkopf an seinem Ende sah nach vorne, als würde er das Schiff vorantreiben, ein Anblick, der mir das Herz zusammenzog. Erst der Junge riss mich aus meinen Gedanken, er rief mich zu sich.

Auf einem hölzernen Tisch, der in die Steuerbordwand gesteckt war, lag eine lederne Karte. „Ey“, sagte der Junge, schaute mich dabei an, zeigte auf das Land an Steuerbord und dann auf einen Fleck in der Karte: „Ey“. Die Karte hatte ein paar Flecken, sechs große und ein paar kleinere. Die großen Flecken wiesen Zeichen auf, die mir bekannt vorkamen. Eine Freundin, von mir wegen ihres Hangs zur Esoterik belächelt, wollte mir vor einiger Zeit mit seltsamen Steinen die Zukunft deuten. Auf ihren Steinen befanden sich die gleichen Zeichen. Es mussten Runen sein.

War ich dumm! Es waren nicht irgendwelche unbedeutende Flecken, das waren Inseln auf der Karte. Außerdem handelte es sich hier um eine Seekarte, wie ich erkannte. Ey bedeutete Insel.

„Ey ist Insel.“ Jetzt hatte ich zum zweiten Mal gesprochen. Der Junge schaute verdutzt auf seine Karte.

„I-n-s-e-l“ und tippte auf einen großen Fleck. Jetzt schaute er auf den Hünen neben sich, tippte ihn an und sagte: „Björn“, zeigte dann auf sich selbst: „Flö“. Nun schaute er mich an und neigte seinen Kopf etwas schräg. Ich kannte diesen fragenden Ausdruck in seinen Augen bereits, hatte ich ihn doch schon einmal gesehen, im Fackelschein, beim Anblick des Schwanenkopfs am Bugstegen.

„Robert“, tippte ich dabei auf mich. „Robert“

Jetzt erst merkte ich, wie mir das Sprechen schwerfiel. Es musste am Verband liegen, der vielleicht zu eng am Hals lag.

„Robert“, wiederholte der Junge und schaute dabei, auf mich zeigend, zu Björn. „Flö“, „Björn“, sagte ich und zeigte dabei abwechselnd auf den Jungen und auf den Hünen. Dieser beachtete mich nicht, sondern redete auf Flö ein, schüttelte den Kopf und verließ das Vorschiff, nicht ohne den beiden Waffenträgern ein paar, wie mir schien, Instruktionen zuzuwerfen. Dann ging er, gefolgt vom Roten.

„Robert“, sagte ich und tippte dabei voller Übermut den Roten beim Verlassen des Vorschiffs an. „Robert ist mein Name.“

„UUUUAAAAARRRRRRHHHHH“, hallte seine Antwort über das gesamte Schiff und Björn konnte ihn nur mit Mühe von mir abhalten. O.k., ich sollte ihn besser nie wieder ungefragt ansprechen.

Warum hatte mir der Junge die Karte gezeigt? Wollte er mir zeigen, wo wir uns befanden? Woher kam dieses Vertrauen? War es ein Test? Wenn ich so recht darüber nachdachte, war der Rote nicht der Einzige, bei dem ich das Gefühl hatte, besonders beobachtet zu werden. Nur schien er mir so unberechenbar gefährlich, dass ich dauernd das Gefühl hatte, meinen Kopf zu verlieren. Aber bei genauerer Betrachtung der Situation hatte ich das vielleicht schon. War das hier das Paradies oder die Hölle? Ich gehörte doch hinter den Schreibtisch, musste mir wieder einen neuen Werbeslogan für meine Auftraggeber einfallen lassen. Ging doch ganz leicht. Selbst Andreas, der Witzbold, war immer recht erstaunt, wie locker mir die Sprüche über die Lippen kamen. Aber jetzt könnte ich Hilfe gebrauchen. Was war das für eine Welt, was für Inseln? Was war mit mir?

Die Sonne senkte sich am Horizont und der Steuermann legte einen neuen Kurs an. Flö war mit der Karte zu ihm gegangen, wir steuerten Richtung Land. Da ich jetzt sah, wo die Sonne unterging, wusste ich, dass wir den Tag über nach Süden gesegelt waren.

Langsam wurde es dunkel, rot glühend verabschiedete sich die Sonne und es wurde merklich kühler. An Bord war es sehr ruhig geworden, das Segel wurde geborgen und ich musste das Vorschiff verlassen, um für einige Kisten Platz zu machen, auf die sich nun die Ruderer setzten. Vier Riemen, wie man die Ruderblätter auch nennt, wurden durch entsprechende Aussparungen in den vorderen Bordwänden rechts und links geschoben. Jetzt sorgten vier Männer dafür, dass wir zügig in eine fjordähnliche Bucht einfuhren. Vor ihnen standen drei mit Schwertern bewaffnete Männer, sie hatten ihre Schilde aus den Halterungen an den Bordwänden genommen. Im Dämmerlicht erkannte ich den Roten. In seiner Linken hielt er das große, längliche, spitz zulaufende Schild. Wie auch die anderen zwei, schützte er seinen Kopf mit einem schlichten Helm, der nach oben hin recht spitz zulief und im Nackenbereich durch eine Art Stahlgeflecht verlängert wurde. Über ihr Ledergewand hatten sie zusätzlich eine Art Kettenhemd gestülpt, das bis über die Knie fiel. Gesehen hatte ich solche Bekleidung schon des Öfteren – im Museum.

Der Rest der Mannschaft war auch an Deck. Sie standen entweder auf dem hinteren Deck, so wie Flö und Björn, oder sie verteilten sich mittschiffs, auf der Ladung stehend, an Steuer- und Backbord. Nur ich stand wie ein Hirte im Stroh und sah außer dem seltsamen Schaf und der Schiffsladung, die hauptsächlich aus Fässern bestand, nichts. Die Mehrzahl der Fässer hatte eine seltsame, extrem längliche und schlanke Form von etwa ein Meter achtzig Länge.

Da bewegte sich etwas zwischen der Schiffsladung. Noch ein Schaf, das ich bisher übersehen hatte? Nein, es war einer der beiden Brettspieler, die ich vorhin beobachtet hatte. Er stand nur kurz vor mir und seine wachsamen, eher mandelförmigen Augen blickten mich an. Von Statur war er eher klein, vielleicht einssechzig, dafür aber sehr flink. So schnell wie er unter der Ladung aufgetaucht war, griff er sich eine der Leinen, mit denen das

Segel gesetzt wurde und schwang sich mit ihr auf die Steuerbordwand zu, um auf ihr, einem Vogel gleich, zu landen. Die anderen nahmen davon kaum Notiz und erst jetzt, nachdem er mir seinen Rücken zuwandte, sah ich die sechs recht kurzen Messer, die er am Rücken in einem Gürtel trug. Ein Asiat auf einem Wikingerschiff, das glaubt mir niemand. Aber wem sollte ich es auch erzählen?

Unter den Füßen spürte ich ein feines, zunehmendes Schleifen; das Schiff lief auf Grund. Ein kurzer Ruck, ich musste mich am Mast festhalten, um nicht zu fallen und das Schiff lag fest. Ich sah noch im Halbdunkel, wie der Asiat von Bord sprang. Auch zwei der bewaffneten Männer verließen das Schiff. Der Rest der Mannschaft war damit beschäftigt, das geborgene Segel vom Mast zu entfernen. Mich überkam das unguete Gefühl, im Weg zu stehen. Endlich etwas mehr Platz, dachte ich, als nun auch das Schaf von Bord geschafft wurde. Nur Herumstehen entsprach nicht meiner Natur, es machte mich sogar noch nervöser, als ich es eh schon war. Da schmiss mir irgendjemand ein harkenähnliches Gebilde vor die Füße. Konnte hier jemand meine Gedanken lesen? Ich sollte wohl die kleine Lagerstätte des Schiffes ausmisten. Verzweifelt versuchte ich die Decke, die mich letzte Nacht gewärmt hatte, um mich zu wickeln. Da reichte mir Flö ein Stück Seil.

„Danke“, sagte ich.

„Da-nk?!“, antwortete Flö und war auch schon wieder weg. Mithilfe des Gurtes konnte ich das grobe Tuch um meine Hüfte befestigen.

Jetzt das Stroh von Bord. Die Mannschaft stand an der Steuerbordseite. Also links nach Backbord damit, ab ins Wasser, dachte ich. Kaum hatte ich die erste Ladung auf meiner Harke und war gerade dabei, einen der Spanten hinauf zu balancieren, da bohrte sich ein Pfeil nur zehn Zentimeter vor meinem rechten Fuß in die Schiffswand. Vor Schreck ließ ich die Harke fallen und merkte,

dass dies, außer dem vereinzelt Blöken des Schafs und des surrenden Pfeils, seit Minuten das einzige Geräusch war, was man hören konnte. Wie gut, dass noch genügend Stroh am Boden lag, um den Fall der Harke zu dämpfen. Ich fühlte viele Augen auf mich gerichtet und mir wurde klar, dass der nächste Pfeil nicht daneben gehen würde, denn im Halbdunkel erkannte ich den Bogenschützen: Es war der Rote. Flö musste mitbekommen haben, dass ich in Schwierigkeiten steckte, denn er stand plötzlich neben mir, in der rechten Hand etwas Stroh, das er jetzt über Bord warf – es trieb langsam landeinwärts. Hätte es uns verraten können? War hier noch jemand in der Nähe? Mir blieb keine weitere Zeit darüber nachzudenken. Flö hielt mir einen juteähnlichen Sack entgegen, in den ich das Stroh schütten konnte. Anscheinend war ich jetzt zu dieser Arbeit eingeteilt, ob es mir nun passte oder nicht. Weitere Fehler konnte ich mir im Moment keine mehr leisten.

Jetzt erst merkte ich, warum alles so schnell gehen musste. Nachdem ich das Stroh und den Schafkot entfernt hatte, machten sich sofort zwei Mann daran, Keile am Mastfuß zu entfernen, um dann mit Hilfe der gesamten Mannschaft den Mast zu legen. Geschickt legten sie das Segel, einem Zeltdach gleich, über den Mast, so dass das Schiff nun auch in der Mitte nach oben hin geschlossen war. Ich merkte, dass die Männer hier ein eingespieltes Team waren, und so kümmerte ich mich um den Pfeil, der noch in der Bordwand steckte.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass der ganze Abend, einer Filmsequenz gleich, an mir vorbeigelaufen war. Wie in Trance saß ich da, starrte auf den Pfeil, der sich leicht entfernen ließ und dachte an nichts – verspürte nur eine innere Leere, wie ich sie so bewusst noch nie erlebt hatte. Ich verstand die Zusammenhänge nicht, es war alles so fern der Realität.

Wie in einem Traum erinnerte ich mich daran, wie ich als kleiner Junge am Türspalt stand, wir hatten gerade Besuch bekommen: Meine Tante hatte mich nur kurz begrüßt. Seltsam, sie hatte mich doch sonst immer fast mit ihrer übertriebenen Umarmung erdrückt. Nun stand sie mit meiner Mutter zusammen und umarmte, statt meiner, sie. Meine Mutter weinte. Ich schaute mit einem Auge durch den Türspalt und verstand so gut wie nichts, nur: „Wie erkläre ich es dem Jungen, wie erkläre ich es dem Jungen?“ Immer und immer wieder. Es war so fern der Realität für einen kleinen Jungen wie mich, der seinen Vater nie wieder sehen würde.

Flö klopfte auf meine Schulter und holte mich zurück aus meinem Traum. Er hielt die Hand auf. Was wollte er denn? Ach ja, den Pfeil. Ich legte ihn Flö in die geöffnete Handfläche und erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich für einen kurzen Moment eine Waffe in der Hand gehalten hatte. Ich war sehr müde und der Hals schmerzte stark. Flö reichte mir eine weitere, widerlich nach Schaf stinkende Decke, in die ich mich einwickeln sollte. Es könnte eine kalt Nacht werden, dachte ich, als ich mich in das Fell einrollte. Schemenhaft nahm ich wahr, wie sich jeweils zwei Mann eine Art Schlafsack teilten, aber ich war viel zu müde, um mir darüber Gedanken zu machen und versuchte etwas Schlaf zu finden. Es wurde alles zu viel für mich.

Es war kalt. So kalt, dass ich nicht zur Ruhe kam. Auch innerlich war ich zu sehr aufgewühlt. Was sollte das alles nur bedeuten, warum war ich hier? Ich richtete meinen Oberkörper auf, erblicken konnte ich aber nichts, zu dicht war das mittschiffs gespannte Segel. Wenn mir doch nicht so erbärmlich kalt wäre. Aber wenigstens konnte ich einigermaßen weich liegen, wie herrlich konnte doch frisches Stroh sein.

Irgendwann musste ich dann doch eingeschlafen sein. Geweckt hatte mich die Sonne, ein Fußtritt und ein seltsamer Traum, in dem ich nichts sah, nur meine Tochter hörte:

„Papa, wach auf. So wach doch auf!“

Alles passierte im gleichen Moment. Das als Zeltdach gespannte Segel wurde entfernt, ich erwachte aus meinem Traum und ich bekam einen Tritt. Mochte gar nicht darüber nachdenken, von wem. War ich denn ein Tier? Was war das für ein seltsamer Traum - hatte doch meine Tochter noch nie im Traum zu mir gesprochen.

Mir war immer noch kalt und ich fühlte mich sehr schwach. Wahrscheinlich war das Aufrichten des Mastes, bei dem ich heute Morgen in aller Frühe helfen musste, zu anstrengend für mich. Jetzt kam Flö auf mich zu, wieder begleitete ihn die gepflegt aussehende Person. Er hatte mir schon an meinem ersten Tag auf die Beine geholfen, kurz bevor ich das erste Mal den Bugsteven erblickte. Irgendwie machte er auf mich einen lehrhaften Eindruck. War er vielleicht so etwas wie Flös Lehrer? Er kam sehr nahe an mich heran und machte sich an meinem Halsverband zu schaffen. Erschrocken hielt er inne und redete auf den Jungen ein. Sollte ich mir jetzt Sorgen machen, noch mehr als bisher? Ich war doch schon in einem Albtraum, nur weckte mich niemand daraus. Flö und sein Begleiter drückten mich zu Boden, was war los? Jetzt brachte man mir sogar noch Felle und Flö war irgendwie außer sich, was schrie er nur den Roten so an? Ein Kind brüllte diesen Hünen an und der kuschte. Was für eine seltsame Welt. Selbst Björn schaute mich sorgenvoll an. Jedenfalls interpretierte ich seinen Gesichtsausdruck so.

Ich lag jetzt sehr weich, die Sonne schien alle auf dem Schiff zu wärmen, nur mich nicht. Flös Begleiter sprach zu mir, fragend schaute ich ihn an. Er schloss kurz seine Augen, schaute mich dann wieder an und sagte, wobei er auf sich selbst zeigte:

„Lisias.“ Dann schmierte er mir eine undefinierbare Paste auf meine Halswunde und wechselte den alten Stoffverband aus. Wenn es mir jetzt nur nicht so schwer fallen würde zu sprechen, dann hätte ich mich gerne bedankt. Aber ich hatte das Gefühl, als würden mir die Kräfte mehr und mehr schwinden. Ich war so müde und der Tag hatte erst begonnen. Nur undeutlich bekam ich noch mit, wie Lisias und Flö sich unterhielten, wobei Flö ständig zwei Worte wiederholte: „Bui“ und „Iona“.

Durch einen Schlag in den Rücken erwachte ich. Ich lag immer noch auf meinem Lager und der Schlag kam dieses Mal nicht vom Roten, sondern vom Schiff selbst. Die Wellen mussten etwas höher geworden sein, denn das Schiff lag unruhig im Wasser. Ich fühlte mich nicht gut, hatte den Eindruck, dass ich fieberte. Erneut war ich auf Lisias Hilfe angewiesen, er musste mir helfen, mich etwas aufzurichten. Ja, mit dem Rücken am Mast, so ging es. Ich wollte ihm danken, aber meine Stimme versagte und der Hals war dick und schmerzte. So saß ich einfach nur da und starrte Lisias an.

Selbst Lisias bemerkte den Asiaten nicht, der sich, einer Katze gleich, von hinten heranzuschleichen schien. Aber ich täuschte mich in ihm, denn Lisias streckte nur seine Hand aus, der Asiat stellte ein kleines Gefäß hinein und verschwand lautlos, wie er gekommen war. Lisias reichte mir das Gefäß, an dessen Boden in einer heißen klaren Flüssigkeit einige Blätter lagen. Lisias drückte mir den Becher an den Mund. Das Trinken fiel mir schwer, denn ich konnte nicht richtig schlucken.

Da kam mir eine Idee: Ich ließ meinen Oberkörper nach rechts fallen und schob etwas das Stroh zur Seite, bis ich auf den Holzurumpf des Schiffes stieß. Lisias wollte mir aufhelfen, aber ich konnte ihn mit letzter Kraft davon abhalten und hielt ihn zusätzlich am Arm fest. Ich wollte von ihm etwas wissen, was mich trotz meiner Schmerzen beschäftigte. Jetzt nahm ich den Becher

mit der Flüssigkeit, steckte zwei Finger hinein und versuchte, mit meinen nassen Fingern auf dem Rumpf zu zeichnen. Ich musste mich einfach erinnern, wie waren in etwa die Umrisse Griechenlands? Ich malte aus der Erinnerung heraus. Ja, so sah es gut aus. Entdeckte ich da gerade ein neues Talent bei mir? Wenn es mir nicht so schlecht ginge, hätte ich jetzt gelacht, es sah wirklich gut aus. Mit letzter Kraft versuchte ich mich Lisias zuzuwenden. Aufmerksam verfolgte er meine Anstrengungen. Ich erkannte es an seinen Augen, die weiter als gewöhnlich geöffnet waren und daran, dass sich seine Schneidezähne in der Unterlippe vergruben. Hatte ich Recht mit meiner Vermutung, kam Lisias aus Griechenland?

Er drückte mich mit einer Hand zurück auf mein Lager, sprach mit leiser Stimme zu mir und obwohl ich ihn nicht verstand, merkte ich, dass ich recht hatte mit meiner Vermutung. Lisias war Grieche und er verstand etwas von Karten. Als Flö verwundert auf uns zukam, nahm Lisias ihn sofort beiseite. Ich bedeckte meine, im Holz der Bordwand langsam schwindende Zeichnung mit Stroh und hörte noch Lisias Worte, die er mit Flö wechselte. Wiedererkennen vermochte ich nur zwei: "Iona" und „Bui“. Was waren das für Begriffe?

Keine Ahnung, wie lange ich so dalag, mehr schlafend als wach, in einem mir unbekanntem Dämmerzustand. Wenn mir Flö oder Lisias etwas zu trinken einflößten, war es mal hell, mal dunkel. Schwanden so die Tage?

Irgendwann später hockte Flö vor mir und sprach Worte, die mich zurückzuwerfen schienen in meine Zeit, wo immer sie auch gerade war – meine Zeit und Lisa.

„Li-sa“ Immer wieder sagte Flö dieses eine Wort und schaute mich dabei fragend an. Hatte ich im Fiebertraum gesprochen? Gesprochen von meiner Tochter, die mir so nahe war und doch

jetzt so fern? Ich hatte die Träume nicht mehr gezählt, in denen sie zu mir redete. Immer und immer wieder den gleichen Satz:

„Papa, wach auf. So wach doch auf!“

Ja, ich musste Fieber haben, denn mir war kalt und doch schwitzte ich am ganzen Körper. Es musste diese verdammte Schnittwunde am Hals sein, die sich entzündet hatte.

Lisa - wie sollte ich dem Jungen erklären, wer Lisa ist, wenn wir doch so unterschiedliche Sprachen benutzten. Es hörte sich so ähnlich an wie Gälisch, oder doch mehr wie irgendein skandinavischer Akzent? Ich konnte nicht wirklich klar denken und so versuchte ich es mit Zeichensprache, zeigte zuerst auf mich. Aber wie konnte ich Flö eine Frau bildlich darstellen? Nun, es kam mir zwar etwas lächerlich vor, aber ich formte mit meinen beiden zur Halbfaust gewölbten Händen eine weibliche Brust vor meiner eigenen. Zum ersten Mal lachte Flö in meiner Gegenwart. Auch ich versuchte ein Lächeln, aber Flö versuchte sofort mich zu beruhigen. Sollte ich mich nicht so anstrengen? Ging es mir denn wirklich so schlecht? Ich ruhte mich einen kurzen Moment aus, um dann mit der Zeichensprache, mit der Flö und ich uns offenbar gut verständigen konnten, fortzufahren. Ich wiederholte meine Zeichen, zeigte auf mich, dann die gewölbte Brust und zuletzt formte ich mit den Daumen und Zeigefingern meiner Hände zwei in sich verschlungene Ringe. Reichten diese Gesten, um Flö zu zeigen, dass Lisa meine Tochter war? Der Junge schaute mir immer noch verständnislos ins Gesicht. Mit letzter Kraft umfasste ich meine Ellenbogen, und tat so als würde ich ein Baby darin schaukeln und quälte nur noch ein Wort hervor: „Lisa.“ Ich spürte meine Zunge und meinen Hals nicht mehr, Flö verschwand schattenhaft vor meinen Augen. Weit, sehr weit weg, hörte ich ihn noch etwas sagen und es klang wie:

„Dorrta, Lisa, dorrta, Robert.“ Es klang so weit, so weit weg.

Dunkelheit, es musste Nacht sein. Über mir erkannte ich, im fahlen Licht einer Fackel, das zur Plane umfunktionierte Segel des Schiffes. Wie lange lag ich schon so da? Ging mein Zeitgefühl komplett verloren? Das Licht der Fackel kam näher, es war Flö, der sich mit besorgtem Gesichtsausdruck über mich beugte. Irgendwie befestigte er die Fackel am Mastfuß. Ich konnte mich nicht bewegen, meine Stimme versagte beim Versuch, zu sprechen. Ich fühlte mich elend, hatte vom gesamten Tag nichts mitbekommen, oder waren es mehrere Tage? Flö zeigte mir im Lichtschein der Fackel seine Karte und tippte dabei auf die unterste große Insel, der im Süden nur noch einige kleine folgten. „Bui, Iona“ Immer wieder tippte er auf diese Insel. War Bui-Iona der Name der Insel? Ich wollte Flö mithilfe unserer neuen Zeichensprache fragen, aber meine Muskeln waren zu schwach, um meine Arme zu heben.